

# Der Lorbeer

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573773>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und von den künftigen Augen und Herzen  
Schmeck' ich voraus im Geiste, wie duftende Blüten,  
Gläubige erste Erfahrung . . .

Wohl, so möcht' von den Höhen des Lebens  
Einstens ich steigen zum Tale des Todes!

Mich umwehten die raunenden Lüfte;  
Aufgeschreckt vom nächtlichen Strome  
Drängten zu mir sich finstere Schatten;  
Hohl herrauschende Wasser erhüben  
Alles Vergänglichen Klagendes Sterblied —

Aber im Sinken schaut' ich empor noch,  
Sähe das stille Erblühen im heiteren Himmel  
All der Sterne und Seelen,  
All des unendlichen Glücks!

Konrad Falke, Zürich.

## Der Lorbeer.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze von Adolf Böglin, Zürich.

Die Beschäftigung hielt stille Zwiesprache mit der Arbeit. Der Frühling hatte die Fenster geöffnet, und von Zeit zu Zeit drang sein fliederduftender Hauch vom Garten her ins sonnenhelle Zimmer herein. Dann tat die junge blonde Frau, die in einem japanischen Seidenkleid auf dem Ruhepolster an der Wand saß, einen tiefen Atemzug. Sie hatte sich schon während der ersten Morgenstunden von einem Gedanken geplagt gefühlt, der ihr, das wußte sie wohl, nicht eher Ruhe ließ, als bis er ausgesprochen wurde.

Das war doch gestern abend eine große Stunde gewesen, als der jüngste Dramatiker der Stadt sein Erstlingswerk im Theater aufführen ließ und die jubelnde Huldigung der Zuschauerschaft und den mit feierlicher Seidenschleife geschmückten Lorbeerkranz vom Umfange eines Wagenrades entgegennehmen durfte. Warum sollte ihr Mann, der über eine schöne Dichtergabe verfügte, nicht auch hervortreten? Er machte nicht den bescheidensten Versuch, sich die Gunst des Publikums zu erwerben. Man braucht sie doch, wenn man vorwärtskommen will. Sie zürnte ihm ein wenig wegen

seiner Gleichgültigkeit in diesen Dingen. Und ein leiser Schatten floh über ihr zartes Gesicht hinweg. Aber allsogleich hoben die elfenbeinernen Stricknadeln ihr feines Gefnitter von neuem an, und wenn sie auf ihrer Hände Arbeit niederblickte, ging ein seliges Genügen über die weichen Züge ihres Gesichts, wie es bei glücklichen Müttern wahrnehmbar ist, wenn sie zum ersten Mal ein neues Leben unter dem Herzen fühlen. Sie strickte an einem winzigen weißwollenen Leibchen und tat es mit liebevoller Erwartung.

Vor der gegenüberstehenden Wand saß am nußbaumenen Schreibtisch ihr Gatte, den Rücken ihr zugewendet, in sich versunken den Kopf auf die Linke stützend und mit der Feder in der Rechten ein weißes Blatt mit Versen füllend.

Plötzlich schlug vom Garten her die süße Strophe eines Vogels ins Zimmer herein. Beide horchten auf, den Kopf nach dem Fenster wendend, und hielten mit Knittern und Kribbeln inne. Jetzt erhob sich der junge Mann. In einem Satz war er an der Seite seiner Gattin, schlang seinen Arm um sie und küßte sie auf das weiße Grübchen unter dem

Kehlkopf. „Du, Elisabeth,“ sagte er beglückt, „ich hab's doch besser als der arme Amselfmann dort draußen auf dem Tannenwipfel. Abend um Abend muß er sein Liebeslied vom Stapel lassen, bis er ein Bräutchen an sich gelockt und kirre gemacht hat. Ich habe das meine — und für immer, gelt?“

Schweigsam zog sie seinen Kopf, der jetzt an ihrer Schulter lag, mit beiden Händen an sich und fuhr dann zur innigen Bestätigung seiner Frage mit kosen-der Hand über den kurzgeschnittenen schwarzen Scheitel. „Gewiß, Hermann! Aber weißt du, wenn die Liebe nimmer aufhören soll, muß doch immer ein bißchen um sie geworben werden. Das Feuerchen, das nicht geschürt wird ...“

„Aha, das Feuer der Bestalin! Das müssen wir den Jungfrauen zur Hütung überlassen,“ scherzte er; „uns Männern der Gegenwart fehlt es an der nötigen Zeit!“

„Du,“ sagte sie jetzt mit munterem Ernst und gab seinem Gesicht einen Kuß nach oben. „Guck mal den dort an!“ Eine Petrarcabüste aus Mabaftergips, die über dem Schreibtisch an der Wand aufgestellt war, starrte ihm in ihrer steifen Gelassenheit entgegen. „Tausend Sonette auf seine Geliebte hat er gesungen, tausend!“

„O je,“ lachte er, „da müßte ich Millionen singen, um deine Reize auszu-schöpfen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Viel schlimmer wär' ich dran als der gute Amselfmann dort ... Und dann, woher das viele Futter nehmen für den ungeheuren Kraftaufwand?“

„So mein ich's nicht, mein Törchen! Werke, Taten, die dem Manne das ein-bringen, was jener um die Schläfen trägt,“ lächelte sie.

„Ah, Lorbeer! Die brauch ich noch nicht; mein Schopf ist noch dicht ... Und dann haben wir ja keine Fürsten mehr, die Dichter krönen!“

„Muß ich dich an dein eigenes stolzes Wort erinnern: ‚Mein Volk ist mein Fürst!‘?“

„Gut; aber das Volk krönt nur Schützen- und Schwingerkönige und Kunstturner! Wo sollte soviel Lorbeer wachsen, daß es auch noch die Dichter be-kränzen könnte? Sitz doch in gewissen

Städten auf jedem Aussichtsbänkelein ein solcher Sonderling und brütet Träume! Ich bitte dich!“ Hermann lachte einen Brocken, der ein wenig nach ähender Lauge schmeckte und sein Frauchen darum befremdete. Bald fühlte er sich wieder frei und sagte: „Im Ernst, Elisabeth; wenn du Lorbeerblätter brauchst, etwa im Herbst zur Würzung des Hasenpfeffers, will ich sehen, wie ich dir die Freude machen kann.“ Er küßte sie begütigend und setzte sich wieder an den Schreibtisch, wo er alsbald den Faden wieder fand.

An den Rand des Blattes aber, das er gerade vor sich hatte, schrieb er einen Einfall:

Der Lorbeer ist ein giftig Kraut  
Und schlägt mit Wahn, wer daran kaut.  
Die Tat, nur für sich selbst getan,  
Befreit allein vom Größenwahn,  
Und wurzelt sie in Zeit und Ort,  
Lebt sie schon durch sich selber fort.

Es läutete an der Haustür, und Elisa-beth erhob sich. Wie sie Hermann dabei über die Schulter blickte und die Verschen las, rümpfte sie das Näschchen und sagte: „Das riecht beinahe nach Wilhelm Busch.“

„Nur daß er niemals so dachte!“ be-merkte Hermann spiß. Er konnte es nicht ertragen, daß man die Erzeugnisse eines Dichters bloß wegen der Ähnlichkeit ihrer Form mit denjenigen eines andern ver-glich. „Buschverse gab es schon lange vor Wilhelm Busch,“ grollte er. Und während sie hinausging, machten seine Gedanken einen Abstecher ins Gebiet der heroischen Ereignisse; er sah im Geiste Völker mit ihren Gegnern in blutigen Kämpfen um ihr Dasein ringen, und mit innerm In-grimm setzte er eine andere Strophe hin:

Die Tat geschieht, die geschehen muß  
Im Zwang der Natur, nach Schicksalsfluß.  
Wer dächte daran,  
Daß ein ehernes Kreuz den sterbenden Mann,  
Den ehernen Willen belohnen kann?

Damit glättete sich die Welle des Un-muts, und als Elisabeth nun einen statt-lichen Herrn hereinführte, der seinerseits verschiedene überflüssige Verbeugungen machte, huschte über das sich aufhellende Antlitz des entrüsteten Dichters ein brei-tes verfühnendes Lächeln.

Elisabeth glitt geräuschlos hinaus. Der fremde Herr aber nahm auf ihrem Ruhe-polster Platz und erklärte dem in erwar-

tungsvollem Schweigen Dastehenden den Zweck seines Besuches. „Ich bin der Direktor Rosenmund. Sie kennen mich wohl kaum; aber ich kenne Sie aus Ihrem neuesten Gedichtbuch. Das genügt mir. Sie sollen wissen, daß ich im Auftrage des hohen Regierungsrates zu Ihnen komme. Die Sache ist nämlich die. Am kantonalen Gesangsfest, das diesen Sommer in Narwil stattfindet, gedenken wir endlich einmal etwas Eigenartiges zu unternehmen, sozusagen einen Vorstoß ins Reich der neuen Kunst. Das Ableiern von hundert und mehr Wettgefangen hat das Volk satt, die Kunstrichter und Sachverständigen pfeifen auch darauf. Das Volk soll einen tiefen Eindruck durch eine gesangliche Gesamtleistung erhalten, in der sich sein eigenes Empfinden und Denken, sein eigenes Geschick auslöst. Nun kennen Sie, wie ich aus Ihren Gedichten sehe, die Flucht unseres Volkes über die großen Wasser so gut wie ich. Sie wissen, wie die Sucht nach leichterem Gewinn und rascherem Glück jung und alt verleitet, viel Lücken in unsere Bevölkerung reißt, viel Elend hinterläßt und nach Jahren eine Menge Enttäuschter und Gebrochener zu uns zurückführt. Nun habe ich einen Liederring zusammengestellt, der die Höhepunkte im Leben der Auswanderer zusammenfaßt. Diese Hauptmomente sollten durch Rezitative vorbereitet und untereinander innerlich verbunden werden...“

„Verzeihen Sie,“ unterbrach Hermann den lebhaft vortragenden Herrn, „ich glaubte, das habe bereits der Dichter Schlosser besorgt!“

„Hat er nicht besorgt. Vielmehr schlecht besorgt. Gänzlich unbrauchbares Zeug. Fades Gewäsch, kein Leben, keine Wirklichkeit darin... Sie sind unser Mann!“ Er legte dem jungen Dichter vertraulich die Hand auf die Schulter.

„Gut denn, Herr Direktor. Ich bin Ihr Mann. Die Idee zu einer solchen Kantate lebt nämlich seit Jahren in mir.“

„Bortrefflich, vortrefflich,“ jubilierte der Direktor, dem sichtlich ein Stein vom Herzen genommen war, „hier sind die Gedichte, die längst komponiert und eingeübt worden sind. Machen Sie uns ein schönes Ganzes daraus... Ein Geschäft

wird's nicht. Geld haben wir keins zu vergeben, aber Ehren dafür in Fülle!“

„Einen dünnen Lorbeerkranz etwa?“ lachte Hermann.

„Zum mindesten einen grünen!“ bestätigte der Direktor. „Sie wissen ja, die Demokratie ist nicht ganz undankbar... Bis wann darf ich Ihren Text erwarten? Die Sache eilt.“

„Bis morgen, Herr Direktor!“

„Sie Tausendsassa von einem Notshelfer!“ Damit schüttelte der Musiker Hermann beide Hände, als wollte er die Verse, die ja den Gelegenheitsdichtern im Handgelenk liegen müssen, gleich herausholen und mitnehmen.

Nachdem Rosenmund Abschied genommen hatte und von Elisabeth hinterbegleitet worden war, stürmte diese in voller Neugier herauf: „Was gibt's? Ein Festspiel mit Musik?“

„Etwas Derartiges soll's geben, Schatz, nur in viel bescheidenerem Rahmen!“

„Ist's möglich?“ rief sie in ungläubigem Glücksgefühl.

„Ja, ein Lorbeer ist uns so sicher wie der Kranz dem Osestier. Laß gleich einen Glaskasten dafür machen!“ lachte er und faßte sein Frauchen in die Arme, um mit ihr einen Festhopper zu tanzen.

„Du, du,“ wehrte sie errötend, „das geht jetzt nicht!“

„Also muß ich's allein besorgen.“ Und der übermütige angehende Familienvater warf sich der Länge nach auf das Ruhepolster und strampelte mit den Beinen in der Luft wie ein toller Matkäfer, den ein mutwilliger Knabe auf den Rücken warf. „Nen Lorbeer, 'nen Lorbeer, wer hätte das gedacht!“ rief er einmal übers andere, und da bei ihm Sagen und Singen eins war, erfand er auch gleich eine drollige Melodie dazu.

Bald aber überkam ihn der Ernst der Lage. Er sah sich gezwungen, die Festdichtung unverzüglich an die Hand zu nehmen. Unter dem Drucke des gegebenen Versprechens tauchten alsbald eine Reihe Gedanken in seinem Geiste auf, reich und klar, da sie ihn schon oft, wenn auch in nebelhafter Form, beschäftigt hatten. Die äußere Not und der innere Trieb reichten sich in liebevoller Eintracht die Hand, und kaum hatte

er die Festlieder lesend überflogen, so entwarf er auch schon den Plan zu einem lebensvollen Ganzen. Da war ein Abschiedsgefang für einen Chor von Männern, die ihrer Heimat den Rücken wenden und sich bereits in die tiefe Wildnis des Urwalds, im weiten Westen, mit all ihren Nöten und Entbehrungen, Erwartungen und Hoffnungen hineinversetzt fühlen. Es lag obenauf, ihren Entschluß, auszuwandern, mit der Enge des Vaterlandes und der Unergiebigkeit der heimischen Scholle zu begründen, die ihre Kinder nur spärlich zu ernähren vermochte. Die Erzählung sollte also die Heimatgenossen begleiten bis zum Meeresschiff, das in einem fremden Hafen bereit lag, um sie nach dem entlegenen Westen zu tragen. Wie das Schiff sich vom Festland löst, erheben die Männer den Abschiedsgefang. Dann schilderte er die gedrückte Stimmung der Bergler, die sich tagelang von der öden Fläche einer nicht zu überschauenden Wasserwüste umgeben sehen. Was lag näher, als daß der einsichtige Kapitän sie durch ein flotttes Matrosenlied aufmuntern ließ? Bald aber flattert am Horizont mit riesigen Flügeln das Gespenst des Sturmes auf. Die Frauen der Auswanderer werfen sich angstvoll auf die Knie und flehen Gott in einem innigen Gebet um seinen Beistand an. Er erlöst sie, und glücklich gelangt ihnen die Landung und die Uebersiedelung nach dem Urwald, wo sie nun Jahre hindurch die Arme rühren und sich ein neues Heim gründen. Es ergeht ihnen zum Teil wohl; allein in ihren Träumen stellen sich die Bilder der Heimat ein, die Erlebnisse der Jugend wachen auf und bemächtigen sich immer aufs neue ihres Herzens, wenn je die Lieder der Heimat an ihr Ohr tönen. Die jungen Männer scharen sich nach ihrem Tagewerk, und wie sie in Gedanken nach dem verlorenen Jugendland Ausschau halten, stellt sich ein übermächtiges Heimweh bei ihnen ein und entlockt ihren Lippen ein schmerzliches Lied. Nachdem sie ihre Eltern im Urwald begraben haben, kehren sie begütert in die geliebte Heimat zurück, um da zu bleiben bis ans Ende ihrer Erdentage. In der Fremde sind sie erst recht der Schönheit und Freiheit ihres Vaterlandes gewahr geworden. Ihnen gilt das Lied der

Männer, die nur noch den einen Wunsch haben, dem Vaterland bis zum letzten Atemzug zu dienen:

„Werf ich von mir einst dies mein Staubgewand,  
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:  
Lasse strahlen deinen schönsten Stern  
Nieder auf mein irdisch Vaterland!“

Mit dieser Schlußtrophe aus einem Gedicht des größten vaterländischen Dichters, das die Gefühle der ehemaligen Auswanderer machtvoll zusammenfaßte, krönte der junge Dichter im dankbaren Ausblick zu jenem sein Werk „Die Auswanderer“, da er sich unfähig fühlte, etwas Schöneres hervorzubringen.

Die Feder flog, und die Verse entquollen ihr ungesucht zu Hunderten. Ein glühender Schaffenseifer ließ ihn die Stunden sowohl wie das tägliche Brot vergessen, das die treubeforgte Elisabeth ihm beim Zubettegehen auf den Schreibtisch gestellt hatte.

„Ach, war das ein beseligendes Gefühl für den jungen Dichter, wenn er sich die schöne Gelegenheit vorstellte, endlich einmal aus heißem Herzen heraus zu Tausenden seines Volkes sprechen zu dürfen, sie in einer ihrer edelsten Empfindungen, der Hingebung ans Vaterland, zu bestärken und ihre Opferwilligkeit für dieses zu erhöhen! Als er lange nach Mitternacht den letzten Satz mit einem weitwürfigen Schlußschwung hingeworfen hatte, fuhr er mit einem Jubelsprung vom Stuhl in die Höhe und zurück, daß die Wohnung erbebe.“

„Was ist?“ rief Elisabeth, aus dem Schummer aufgestört, vom Nebenzimmer herüber. Und ganz polizeiwidrig stimmte Hermann nachmitternächtlicher Weile sein Triumphlied an:

„'nen Lorbeer! 'nen Lorbeer!  
Wer hätte das gedacht!“

Wie er ihr dann gegen Morgen, als bereits die ersten Amseln ihren schlummertrunkenen Liebesgesang erhoben, den Gutenachtkuß gab, meinte sie, sein Kopf glühe ja wie ein Hochofen.

„O, der wird sich schnell abkühlen,“ lachte er, „denn er ist völlig ausgebrannt!“ So war es auch. Aber das Glücksgefühl, das uns jede ernsthaft besorgte Arbeit verschafft, stellte sich sofort bei ihm ein, als er

sich auf seinem Lager ausstreckte. Wohligh strömte nun die warme Flut aus dem Gehirn zurück, sanft und glatt verebbte der Strom der Empfindungen im kühlenden Meere des Schlafes, das sich über seinem Haupte lind zu schließen begann.

Von diesem Tage an machte sich die frohe Erwartung wie warmer Sonnenschein in der kleinen Familie fühlbar. Dem jungen Manne, der im Hauptberuf einer aufreibenden Lehrtätigkeit oblag, verhielt die Gattin einen ersten Sprößling; er fühlte sich umsomehr angeregt, noch im Nebenberuf etwas zu erwerben. Elisabeth hegte die stille Hoffnung, daß die Kantate und deren Aufführung am Landesgesangfest seinen Namen etwas unter die Leute bringen und ihm den Weg ebnen würde, um seine dichterischen Arbeiten in die Oeffentlichkeit hinausziehen zu lassen. Denn es entging ihrer heimlichen Beobachtung nicht, daß durch die zweifache Anstrengung, die Kürzung der Nachtruhe, seine Kraft allzu rasch aufgezehrt werden mußte, wie eine Kerze, die man an beiden Enden anzündet. Je mehr sie jedoch sein Wesen erfaßte und sah, wie das dichterische Schaffen ihn beglückte und seinem geistigen Leben Schwung verlieh, desto mehr bedrückte sie der Gedanke, daß er zeitlebens verurteilt sein sollte, den Schullstock zu schwingen, seine Jugend und seine Kraft auf die fruchtlose Verbesserung von Schulaufsätzen zu vergeuden. Nun schloß sich ihrem besorgten Herzen unerwartet, doch längst gehofft, eine schöne Aussicht auf. Das Landesgesangfest erschien ihr als eine Begebenheit, bei der das erste Hoffnungsfähnchen aufgepflanzt werden sollte. Sie fühlte sich dazu berechtigt; denn der sonst wortfarge Rosenmund floß von Lob und Anerkennung über, als ihm Hermann die Kantate vorlas; er war erfreut und erklärte, den erzählenden Teil sofort in Töne setzen zu wollen.

„Hab ich's nicht gesagt,“ rief er immer wieder mit unverhohlener Freude aus, „Sie sind unser Mann! Jetzt haben wir ein Kunstwerk, zum ersten Mal ein Kunstwerk an einem Landesgesangfest! Da steckt Empfindung, Kraft des Denkens, Phantasie darin. Mit einem Wort, ein lebensvolles Bild, in dem sich unser

Volk erkennen wird. Ich sage Ihnen: Das muß einschlagen! Ich will mein Bestes daran setzen!“

Als sich dann gar noch die Regierung aufraffte, um Hermann für die schön geschlossene Dichtung in einem warmherzigen Schreiben zu danken, war Freude im Hause, und in Elisabeths Herzchen verstieg sich die Hoffnung zu allerlei abenteuerlichen Vorstellungen kommenden Glückes. Aber über jeder schwebte ein Lorbeerkranz. Mit Recht oder mit Unrecht erschien ihr ein solcher als ein weithin sichtbares Sinnbild wohlervorbener Ruhmes, das, wenn es vor feierlich versammeltem Volke ihrem Manne überreicht würde, doch eine öffentliche Bestätigung und Anerkennung seines Wertes war und seinen Namen ins Land hinaustrug. Sie hielt den Ruhm wie der von ihr verehrte Schiller für das höchste Gut, wenn er Taten und Werke krönte, die im Volke weiterleben und wirksam bleiben von Geschlecht zu Geschlecht.

Rosenmund ging indessen mit nachhaltigem Eifer an die Vertonung, und als diese erledigt war, reiste er von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf, um bei der Einübung der Gesamthöre durch die größeren Vereine die letzte Feile anzulegen. Das war ein schweres Stück Arbeit; aber gerade in der unermüdlchen Ausdauer zeigten sich die Echtheit und der Ernst seiner Begeisterung für die schöne Sache, deren Durchführung er mit der unerbittlichen Strenge oblag, welche die Kunst von ihren Jüngern fordert. Da erklärte er einem an Selbstüberhebung leidenden Männerchor, dort einem wackligen Gemischten Chor rund heraus, er sei nicht auf der Höhe der Aufgabe, und schaltete ihn von der Teilnahme an den Gesamtvorträgen unweigerlich aus. Sein Verfahren mochte viel „böses Blut“ gegen ihn zur Empörung bringen, Rosenmund fühlte sich nur der Kunst und der Gesamtheit des Volkes verantwortlich. „Unentwegt!“ war sein Wahlspruch. Und dabei dachte er an den Weg, der ihn zum Ziele führen sollte, und sein Ziel war die Veredlung der Volksseele.

Im Glauben an eine solche Möglichkeit wußte sich Hermann eins mit Rosenmund, und beide sahen dem Tage der

Aufführung des Werkes auch deshalb mit Spannung entgegen. Es verlangte sie, wahrzunehmen, ob das Volk aufhorche, wenn seine Seelenkinder zu ihm redeten. Einfältigen Herzens wie die Kinder, die in den Wald hineinriefen, wollten die beiden Künstler das Echo der Menge hören, sobald sie ihre Stimmen erhoben.

An einem goldigen Junisonntag führen Hermann und Elisabeth aufs Land hinaus. Zum ersten Mal in ihrem Leben nahmen sie als Ehrengäste an einem Volksfeste teil. Es war eine ereignisvolle Abwechslung in ihrem eintönig verlaufenden Stadtleben, das aus regelmäßiger Pflichterfüllung innerhalb der engen Wohnung, aus stillem Sinnen und Schaffen auf dem weiten Felde der Dichtung bestand. Als sie auf dem Bahnhof ausstiegen, lag das festlich herausgeputzte schimmernde Landstädtchen mit seinem farbigen Flaggenschmuck und seinen mit Spruchtafeln verzierten Triumphbogen aus Moos und Tannenreis wie ein leuchtender Blumenstrauch vor ihnen in der grünen Ebene. Elisabeth schlug das Herz hoch, als sie auf dem Festplatz zu den Hunderten von froh erregten Sängern und Sängerinnen stießen, die ihre Wettgesänge in der Stadtkirche bereits abgewickelt hatten, von dem Empfangsausschuß freundlich willkommen geheißener wurden und aus den dargereichten silbernen Begrüßungsbechern trinken durften. Mehrmals ergriff sie Hermanns Hand, drückte sie ganz heimlich und sagte zu ihm: „Du, ich freue mich so für dich ... Aber wie werden sie's wohl aufnehmen? Es wäre doch entsetzlich, wenn's eindrucklos vorüberginge!“

„Herz, beruhige dich. Laß die Dinge kommen, wie sie müssen. Ich habe mein Bestes gegeben; wenn sie's nicht mit ihrem Herzen aufnehmen, dann verstehe ich sie eben nicht, oder sie bringen meiner Arbeit nicht die nötige Liebe entgegen. Weder am einen noch am andern vermögen wir etwas zu ändern.“

„Aber wenn's am Ende mit der Vertonung hapert?“

„O, die ist geglückt! Die ist so frisch, so volkstümlich aus alten lieben Weisen neugestaltet, daß einem darüber das Herz im Leibe lacht,“ meinte Hermann. „Wenn

sie die nicht schlecken wie Honig, so sind sie keine Bienen mehr, will sagen, haben sie ihr eigenstes Wesen eingebüßt.“

Vom Empfangsausschuß kam ein junger artiger Mann auf sie zu, überreichte Elisabeth einen Strauch prachtvoll erblühter Rosen und heftete ihr das Rot und weiße Festzeichen aufs schwarzseidene Gewand, während Hermann von einem blühenden Mädchen ein kleines Resedasträußchen mit einer Granatblüte ins Knopfloch gesteckt und darunter das Abzeichen des Ehrengastes geheftet wurde.

Die Narwiler wußten, was sich ziemte.

Eine neue freudige Überraschung wurde dem Paare zuteil, als der Festzug sich ordnete und beide vom Festordner unmittelbar hinter den würdevollen Vertretern der Landesregierung, zusammen mit Rosenmund, der musikalischen Hauptperson, eingereiht wurden. Wenig taktvoll kam es Elisabeth freilich vor, als der Festordner dabei bemerkte, die schönste aller Frauen gehöre an die Spitze. Einen Augenblick zwar erglühete ihr jugendfrisches Köpfchen wie eine Mohnrose über dieser Schmeichelei; allein gleich darauf erblaßte es vor Zorn, und sie machte sich Bedenken, das Fest, das so lieblich anhob, möchte nicht aus lauter Unnehmlichkeiten zusammengekehrt sein. Sie fand ihre Fassung wieder, als Hermann ihr lächelnd versicherte, derartiges könnte ihm unter Umständen auch begegnet sein; überhaupt dürfe man bei frohen Feierlichkeiten die Worte der Amtsleute nicht auf die Goldwaage legen, und überdies sehe sie heute im Festkleid so wundervoll aus, daß in seinen Augen gar nicht zu viel gesagt worden sei. Dafür erhielt Hermann einen Klaps auf die Hand; unmittelbar darauf spürte er wieder durch die feinen weißen Handschuhe hindurch den warmen Druck ihrer weichen Finger. Wer weiß, wenn es niemand gesehen hätte, wäre sie vielleicht auf die Zehen gestanden und hätte ihm sein lebenswürdiges Späßchen mit einem schweigsamen Kusse belohnt. Beide befanden sich in glücklichster Laune, als der Zug durchs alte Städtchen zog. Die Kanonen donnerten vom nahen bewaldeten Hügel herab, die Kirchenglocken erklangen, und die Festmusik erhielt den Zug der

feierlich gekleideten Teilnehmer in taktmäßiger Bewegung.

Rosenmunds Herz war gehoben, denn es durfte sich in den eigenen Klängen seiner eigenen Marschmusik ergehen. Nur machte er von Zeit zu Zeit die Bemerkung, es fehle dem Vortrag an Fülle. Der Wirtschaftsausschuß habe den Musikkörper aus Sparsamkeit zu mager gemacht und ihm sämtliche Holzbläser einfach gestrichen. Immerhin gehe es an; die Ochsen, womit er eben den löblichen Ausschuß meinte, hätten noch viel schlimmer wirtschaften können, denn es sei unglaublich, wie da geknauert werde.

Als der Zug in der viel tausend Menschen fassenden Festhalle angekommen war und sich hinter der reich beladenen Tafel festlegte, wollte Hermann die gerügte Knauferei der Narwiler im Hinblick auf die sprudelnden Weine und reichen Speisefreuden bestreiten. Allein Rosenmund ließ den Einspruch nicht gelten: „Der Magen hat eben seine eigene Musik; auf diese verstehen sich die Narwiler gar wohl, und sie lassen sie zu voller Wirkung kommen,“ lachte er, „aber bei der Blechmusik“ — er rieb den Daumen gegen den Zeigefinger — „hört ihr Verständnis auf und damit zugleich unsere Gemütlichkeit.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Direktor,“ warf hier ein Regierungsrat, der neben Elisabeth saß, ein; „die Narwiler wollten eben eine reine Blechmusik für den Festzug haben.“

„Ganz gut, Herr Regierungsrat; ich aber wollte eine Anzahl Holzbläser dabei haben, damit deren Tonfülle die gar zu grellen Tonunreinheiten dieser Blechmusik etwas deckte,“ entgegnete Rosenmund und machte dabei ein grimmiges Gesicht, wie es Sachkenner aufsehen, wenn Unberufene die Richtigkeit ihrer Behauptungen durch witzige Bemerkungen in eine schiefe Beleuchtung rücken. Ein Glück für den Regierungsrat, daß Rosenmund einstweilen noch keinen Wein trank; sonst hätte er seinem Gegner feuriger zugesetzt. Weder die Ruhe der Nerven noch die reine Stimmung des Gemütes wollte er sich zerstören lassen. Er bedurfte seiner ganzen innern Sammlung, um die Aufführung der Kantate zu leiten:

da durfte kein Nero nebenaus zittern, jeder hatte sich in den Dienst der einheitlichen Wiedergabe des vom Künstler als Einheit empfundenen Werkes zu stellen. Es entging denn auch Elisabeth nicht, daß er häufig einen Bissen, den er schon an die Gabel gesteckt, wieder auf den Teller zurücklegte, wie seine Augen verloren in die Weite starrten, wie er nicht mehr achtete auf das, was um ihn herum oder zu ihm gesprochen wurde. Sein Geist wandelte im Land der musikalischen Träume. Kurz nach dem Genuß der süßen Nachspeise verschwand Rosenmund, niemand wußte wohin.

Seine Abwesenheit machte sich der Regierungsrat zunutze, indem er sich Mühe gab, Elisabeth zu unterhalten. Er hatte einige Novellen und Gedichte gelesen, die da und dort von Hermann in Zeitungen und Zeitschriften erschienen waren, und gab seiner Freude darüber, daß er des Dichters Muse nun persönlich kennen lerne, liebenswürdig-schwerenöthlichen Ausdruck. Sie winkte bescheidenlich ab, diesmal sei gar keine einzelne „Figur“ im Spiele; es handle sich in der Kantate vielmehr um eine Angelegenheit des ganzen Volkes, hinter der ihre Person völlig verschwinde. Darauf bemerkte er mit wohlwollendem Lächeln, er sei sicher, dennoch da und dort in dem Werke Hermanns auf Eingebungen der holden Gattin zu stoßen, wenn es auch nur mittelbare wären, die sich bei dem Schaffenden gewollt und ungewollt aus der Luft des Widerspruches ergeben.

Sie schlug die blauen Augen auf, sah ihn einen Augenblick betroffen an und sagte dann: „Da haben Sie vielleicht eine sehr wahre Bemerkung gemacht, Herr Regierungsrat. Es will mich oft bedünken, als tauchten Gefühle in seinen Dichtungen auf, die ich schon vor Zeiten gehegt und die er damals als unnatürlich oder unmöglich bestritt, während ich umgekehrt mir seine Gedanken oft erst nach jahrelanger Erfahrung aneigne.“

„Sehen Sie, sehen Sie,“ triumphtierte der Regierungsrat, „das ist die Ergänzung der Naturen aus ihrem Gegensatz! Trinken wir einen Schluck — Sie mit, Herr Kantatendichter! — auf die kommende völlige Harmonie, die nur



durch den Austausch von Gedanken und Gefühlen möglich wird; denn hier liegt immer und überall der mächtigste Keim zum Fortschritt der ganzen Menschheit!“ Die Gläser der drei klangen zusammen. „Es lebe die Harmonie der Ehe und mit ihr die Weltkultur!“ rief der Regierungsrat, der sich am perlenden Wein schon etwas erwärmt hatte. Man wurde in der Nachbarschaft auf seinen feurigen Hochruf aufmerksam, und von mehreren Tafeln erhoben sich Gäste, die begeistert einfielen.

„Hätte ich Lorbeerkränze zu vergeben,“ fuhr der Redselige fort, „würde ich die beiden ersten hier diesem Dichterpaa auf's Haupt setzen!“

„O,“ meinte Hermann, von sich ablenkend, „das wird nicht ausbleiben. Ich habe gehört, es werde heute Lorbeerkränze regnen. Warum sollen wir alle nicht auch in einen hineinschlüpfen?“

In diesem Augenblick rauschte hinten vor der mächtigen, stufenweise ansteigenden Bühne der Vorhang auseinander. Der unter blauem Himmel in weichem Abendrot leuchtende Alpenkranz grüßte mit ergreifender Deutlichkeit aus einem die ganze Rückwand bedeckenden Bilde herüber. Die Sängerscharen erhoben sich auf einen Wink Rosenmunds, der vorne auf einem hohen und breiten Schemel stand und nun bei allgemein eingetretener Stille den Taktstock in die Höhe reckte. Sowie dieser niederfuhr, wogten die Tonfluten eines unsichtbaren Orchesters auf. Dann setzten die erzählenden Stellen ein, die, abwechselnd und sich steigend, im Einzel-, Zwei- und Biergesang vorgelesen wurden, um sich dann machtvoll in einem von all den vielen hundert Stimmen des Gesamtchors gesungenen Liede auszuladen. Zum wehmütig gedehnten Abschiedsgesang bildete der munter wie unter einer frischen Bise empor springende Matrosenchor ein packendes Widerspiel, ebenso das ergebnisvolle Gebet der Frauen zum leidenschaftlichen Heimwehlied der Männer. Die vier Höhenpunkte wurden aber überholt von dem Vaterlandslied am Schlusse der Kantate, in welchem die Auswanderer ihre geliebte Heimat und sich selber wiedergefunden hatten und fortan ihr ganzes Leben dem einzig geliebten Vaterlande zu widmen

gelobten. So tief war die lauschende Menge ergriffen, daß bei der Schlußstrophe die ganze nach Tausenden zählende Gemeinde aufstand und sie machtvoll mitsang. Die riesige Halle und der Boden unter den Füßen schien zu erbeben. Und dann setzte der Donner des Beifalls ein. Rosenmund war so bewegt, daß er trotz vielfachen Hervorrufen nicht mehr auf der Bühne erschien, und als er später wieder unten in der Halle an der Tafel der Ehrengäste auftauchte, liefen ihm immer noch die hellen Freudentränen über die Wangen. Er ließ es geschehen, daß Männer und Frauen ihn umarmten und küßten wie ein verloren gegangenes und wiedergefundenes Kind.

Um sich aus dem allgemeinen Jubel und Taumel herauszuretten, wies er auf Hermann hin und schrie die Leute an: „Der hat's gemacht, das hat dem Ganzen den Geist gegeben, wie Gott dem Leibe die Seele verlieh!“ Nicht viel hätte gefehlt, so wäre er auf den Tisch gestiegen und hätte auf seinen Mitschöpfer aus ehrlichem Dankgefühl heraus eine Lobrede gehalten. Allein Trompetenstöße unterbrachen den begeisterten Lärm und forderten allgemeine Aufmerksamkeit. Der Vorsitzende des Preisgerichts ließ sich von der Bühne herab vernehmen. Nachdem er der Freude über die schönen Einzelleistungen und der Begeisterung über das unerwartet gute Gelingen der Gesamtauführung Ausdruck gegeben hatte, verlas er die Preisverteilung. Feierlich nahen sich die Fahnenträger der verschiedenen Vereine, stellten sich vor der Rednerbühne auf und ließen sich von weißgekleideten Jungfrauen die Lorbeerkränze an die goldglänzende Fahnen Spitze festbinden, worauf sie stolz die Bannerseide schwenkend zurückschritten, um andern Preisgekrönten Platz zu machen. Bald war die ganze Fahnenempore, wo die Fähnriche ihre Symbole wieder niederlegten, mit lauter kränzeschmückten Bannern ausgestattet; denn diejenigen Vereine, die keinen Preis erhielten, zogen alsbald, die einen lachend, die andern verärgert, ab, da sie ihre kühnen Hoffnungen vereitelt sahen. So kam es, daß die ganze Festgemeinde sich harmonischer Freude hingeben konnte.

Als der letzte Kranz ausgeteilt war und der Preisrichter vom hohen Gestühl herunterstieg, verdüsterte sich plötzlich Rosenmunds Gesicht; es begann darin zu wetterleuchten und zu grollen, wie vor einem losbrechenden Sturm der Himmel zu dunkeln und das Gewölk in der Ferne sich bedrohlich zu ballen anhebt. Elisabeth blickte vor sich nieder und saß sprachlos da. Auch ihre Hoffnung war grausam zerstört. Volle Tränen stahlen sich aus den Augen; sie mußte den stürzenden Bächen mit dem Taschentuch wehren. Hermann hatte ein sanft enttäuschtes Lächeln und suchte unter dem Tisch nach ihrer Hand, um sie tröstlich zu drücken. Er hatte sich aus dem Lorbeer ernstlich nie etwas gemacht. Er war in seiner Seele erquickt, da man seinem Werkchen so warme, ungeheuchelte und wuchtig ausbrechende Teilnahme entgegengebracht hatte. Die Wirkung genügte ihm, sagte sie ihm doch deutlich, daß er sein Volk verstand und daß dieses ihn erfaßte.

So war es ihm unbegreiflich, daß Rosenmund ein ingrimmig verbissenes Gesicht schnitt und daß es ihm um die Mundwinkel herum gewitterhaft zuckte. Zwischenhinein starrte er wie geistesabwesend in die Weite, die mächtige breite Stirn legte sich dann in zürnende Falten und die Löwenaugen funkelten unheimlich. Der jähe Stimmungsumschlag, den er bei dem Musiker wahrnahm, bedrückte Hermann umso mehr, als er ihm durch das gemeinschaftliche Arbeiten menschlich nähergerückt war, und es war ihm unerträglich, daß mitten in der allgemeinen Festfreude ihr eigentlicher Urheber sich in Groll verbohrete. So faßte Hermann teilnehmend mit beiden Händen den Arm Rosenmunds und fragte ihn: „Was fehlt Ihnen, Herr Direktor?“

„Nichts!“ rief Rosenmund bissig, machte seinen Arm frei, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller und Gläser hüpfen und klirrten, und schrie dann wütend in die Menge hinaus: „Der Teufel hat da seine Hand im Spiel... Ich möchte nur wissen, wer dieser Lauskezer ist!“

Die Ehrengäste in der nächsten Umgebung sahen einander verblüfft an. „Der scheint einen bösen Wein zu trinken!“ lachte einer heraus.

„Was soll das heißen?“ herrschte ihn Rosenmund an. „Ich hab weder bösen noch guten getrunken. Es gibt eben noch anderes Gift, das man nicht auf Flaschen zieht. Gallige, mißgünstige, neidische Kerle laufen im elendesten Nest herum und versprühen es heimlich!“

„Wen meinen Sie denn? Reden Sie doch, Herr Direktor!“ rief ihm der Regierungsrat zu. „Zählen Sie uns zu diesen? Dann können wir ja nach Hause gehen!“

„Bitte, entschuldigen Sie mich!“ rief jetzt Rosenmund, schon um etliche Grade erleichtert. „Es fuhr mir so heraus. Sie sind natürlich nicht gemeint. Der da ist's!“

Wie der Wolf in der Fabel kam der Vorsitzende des Preisgerichts, der sich am Fest als die wichtigste Person betrachtet wissen und deshalb diejenige, die es wirklich war, beiseite schieben wollte, auf die Tafel der Ehrengäste zu, legte eine umfangreiche Pappschachtel vor Rosenmund hin, schlug den Deckel auf und sagte, indem er sich einladend an Hermann und Rosenmund wandte: „Bitte, meine Herren, bedienen Sie sich! Das Preisgericht will damit auch äußerlich Ihre Konkurrenzlosen, aber nichtsdestoweniger hervorragenden Verdienste anerkennen.“

Als keiner von beiden zugriff, holte er aus der geheimnisvollen Tiefe der Pappschachtel zwei Lorbeerkränze herauf und setzte den einen dem Direktor und den andern dem Dichter aufs Haupt. Hermann gab den seinen gleich weiter, indem er ihn seiner blonden Gattin ins Haar drückte, und jubelte: „Er steht dir ausgezeichnet. So denke ich mir einen Petrarca... Men Lorbeer! Men Lorbeer! Wer hätte das gedacht!“ sang er seine Elisabeth an. Und sie lächelte und war beglückt, als die sie umgebenden Herren ihr huldigten und sich an ihrer bekränzten Anmut freuten und Beifall klatschten.

Wie Hermann sich jedoch umwandte, ergriff ihn Bestürzung. Rosenmund hatte sich den Kranz vom Haupt gerissen, stand auf, warf ihn neben den Tisch auf den Boden und stampfte so wütend darauf herum, daß man bald nur noch einen grünen Krautbrei unter seinen Füßen sah. „Zur Hölle mit der Teufelsware!“ schrie

er, und dann legte er los und verschaffte seinem Groll Luft, daß die ganze Ehren-  
tafel und die Nachbarn aufhorchten und  
sich nach dem Tobenden umsahen. Der  
und jener mochte meinen, Rosenmund sei  
verrückt geworden, wie er schrie, die Arme  
verwarf und die blitzenden Augen rollte.

„Ist es euch Ernst mit eurer Aner-  
kennung, dann gebt ihr die würdige Form  
und behandelt unsereinen nicht wie einen  
Hund, dem man eine Wurst zuwirft, da-  
mit er das Maul halte! Nur einer, der  
ihn foppen wollte, würde sie ihm in einer  
Schachtel verpackt zuwerfen! Die Gabe  
hat an und für sich wahrhaftig keinen  
Wert; nur die Art, wie sie einem über-  
reicht wird, könnte einen bekommen. Der  
Mann hier — er zeigte auf Hermann —  
hat sein Bestes und der Kunst etwas  
Neues gegeben, das, wie die Wirkung  
es bewies, von unserm Volke mit herz-  
hafter Begeisterung aufgenommen wurde.  
Ich selbst habe redlich mitgetan und dem  
neuen Unternehmen mehr Zeit und Kraft  
geopfert als irgend einer der Herren vom  
Preisgericht. Ich zähle meine Arbeit  
nach Wochen und Monaten. Den ganzen  
Winter und Frühling hindurch war ich  
Tag für Tag auf den Beinen und wan-  
derte in die entlegensten Dörfer, um  
halbe Nächte hindurch die Chorlieder mit  
den ungelenkten Stimmen einzuüben, bis  
ihre Kraft und Schönheit herauskam.  
Was ist nun mein Lohn? Der erbärm-  
lichste Verdruß, den ich je erlebt habe.  
Der Dank der Demokraten! Der Teufel  
hol ihn!“ Erleichtert füllte er sich sein Glas  
mit Edelwein, hob es hoch, grüßte damit  
den Kranz der Ehrengäste und rief:  
„Einweg lebe die Demokratie!“

Das Entsetzen wich plötzlich einem  
schallenden Gelächter, Jubeln und Gläser-  
klingen. Beschämt wie ein Begossener  
zog der Preisrichter ab. Von allen Seiten  
kamen nun die Sänger auf Rosenmund zu  
und stießen mit ihm an. Endlich stürmten  
einige handfeste Sänger vom Lande  
heran, hoben Rosenmund auf die Schulter  
und trugen ihn unter brausenden Hoch-  
rufen in der Festhalle herum. Wie sie  
ihn zurückbrachten und an seinen Ehren-  
platz niedersehten, strahlte er vor Genug-  
tuung, wie die Sonne nach einem schwe-  
ren Regen.

Hermann hatte sich inzwischen mit  
Elisabeth verzogen. Sie war ordentlich  
erschreckt, und ihr Mann sah sich genötigt,  
sie an die frische Luft zu führen. Sie hielt  
den Lorbeerkranz mit der glänzenden rot  
und weißen Schleife in der Hand, so zier-  
lich, wie sie etwa ein Gemüsekörbchen  
vom Markt heimtrug, aber auch mit der-  
selben lässigen Gleichgültigkeit. Der Zau-  
ber, den der Besitz dieses ruhmreichen  
Symbols früher auf sie ausgeübt hatte,  
war glatt aus ihrer lebhaften Vorstellung  
verschwunden. Sie gingen vors Städtchen  
hinaus, freuten sich, wie die Leute sie  
freundlich grüßten und ihnen verwundert  
nachsahen. Der Frieden der fruchtbaren  
grünen Landschaft, die Stille des Sonn-  
tags kam über ihre Herzen. Als sie beim  
Waldrand ankamen, lag sie unvermittelt  
Hermann am Hals und umarmte und  
küßte ihn aus übervollem Herzen. „Du,  
schluchzte sie, „es war doch alles so schön  
— bis auf das da!“ Sie hielt ihm den  
Kranz vor und sagte: „Wollen wir ihn  
hier an diesem Bäumchen aufhängen?  
Die Vögel sollen die Lorbeeren holen!“

„Bist du nun schon so weit?“ lachte  
Hermann überglücklich.

„Ja, es ist entsetzlich, wenn man eine  
Sache um des Ruhmes willen tut,“ sagte  
sie in einem Tone, als müßte sie Hermann  
Abbitte leisten.

„Schon der alte Goethe,“ ergänzte Her-  
mann, „hat den Dichtern die Weisheit vor-  
gehalten: ‚Der Ton, der aus der Kehle  
dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet!‘  
Das Beglückende der Arbeit lag für mich  
immer in dem Bewußtsein, daß ich eine  
Sache um ihrer selbst willen und aus  
vollem Ernst heraus so gut und gründlich  
verrichtete, als es in meiner Fähigkeit  
lag. Im Rausch des Vollbringens, nicht  
im Erfolg liegt unser Glück. Er läßt in dir  
das Gefühl zurück, als ob dir ein unsicht-  
barer Genius den Lorbeer heimlich um die  
Stirne winde. Der Sieg kann dieses herr-  
lich lohnende Gefühl nur bestätigen, aber  
niemals bestärken. Und doch wollen wir  
nicht übersehen, daß es Künste gibt, die  
von der Anerkennung leben und durch  
sie groß werden. Vergessen wir unsern  
lieben Rosenmund nicht!“

„Ja,“ rief Elisabeth, „er soll ihn  
haben! Aber wie stellen wir's nur an?“

Die beiden Glücklichen kehrten Arm in Arm auf dem Wege, den sie gekommen waren, zur Festhalle zurück, indem sie berieten, wie der Besitzwechsel am ehesten vorgenommen werden könnte. Hier vertraute Hermann seine Gattin dem Schutze des Regierungsrates an und begab sich alsdann an den Tisch, wo die Preisrichter versammelt waren. Da sich alle mit Ausnahme ihres Vorsitzenden in jener festlichen Laune befanden, die hartgesottene Erzfeinde im Tiegel der allgemeinen Menschenliebe mürbe und genießbar macht, gelang es ihm bald, sie zu überzeugen, daß sie sich eines groben Verstoßes gegen Rosenmunds öffentliche Ehre schuldig gemacht hatten. Sofort waren sie auch bereit, die nötige Sühne vorzunehmen, und überließen es gerne Hermann als einem Neutralen, die zweckmäßige Form ausfindig zu machen, in die sie einzukleiden war.

Der Organisationsauschuß, der froh war, einer rednerischen Leistung entzogen zu werden, erklärte sich mit Hermanns Vorschlag einverstanden und erteilte ihm Handlungsvollmacht.

Nun hatte Hermann gewonnenes Spiel. Den Lorbeerkrantz unter den breiten Flügeln seines schwarzen Festrockes bergend, bestieg er die Rednerbühne. Ein schmetternder, langgedehnter Trompetenstoß gebot der Festgemeinde Schweigen. Und nun hob er mit weittragender Stimme an und sprach: „Es hat heute freilich Lorbeerkränze geregnet; aber sie sind alle wohlverdient gewesen. Ein Haupt jedoch ist bisher verschont worden, und es liegt nur in der Natur der Sache, daß ein Abstand gemacht wird zwischen den vielen Lorbeerkränzen und dem einen, den ich meine und dessen Anwärter gewiß auch die ganze Festgemeinde, wie es eure

schöne Begeisterung dargetan hat, im stillen sich zu herzlichem Danke verpflichtet fühlt. Ich denke dabei an Direktor Rosenmund!“ Ein allgemeiner, langanhaltender Beifallsruf unterbrach den Redner. „Der Sterne viele, ich meine die Befränzten, stehen nun seit längerer Zeit am Festhimmel; es ist Zeit, daß der lichte Mond aufzieht!“

Da Rosenmunds mächtiger, aber haarloser Schädel weitherum glänzte, entfesselte die Anzüglichkeit ein schallendes Beifallsgelächter. Rosenmund selbst hatte einen solch ungeheuren Lachanfall, daß er darüber ins Glucksen verfiel.

Hermann war nun die Arbeit leicht gemacht. Denn kaum hatte er die einzigen Verdienste Rosenmunds um das Fest wie um den Volksgesang überhaupt durch ein paar markige Sätze ins Licht des allgemeinen Verständnisses gerückt, so erhoben sich die Sänger, deren Schultern sich bereits einmal bewährt hatten, von neuem, packten Rosenmund und trugen ihn zur Rednerbühne hin, wo Hermann nun das verehrte Haupt mit seinem eigenen Kranze schmückte.

Jetzt war Rosenmund, besonders als ein neuer Beifallssturm einsetzte, mit seinem Schicksal versöhnt. Und als man ihn an seinen Ehrenplatz zurücktrug, sah er nicht anders aus als ein weinseliger feistbackiger Silen, aus dessen kleingewordenen Neuglein das voll ausgeschöpfte irdische Glück blinzelte. Hermann und Elisabeth aber genossen das, was man ein himmlisches nennt, als sie im Eisenbahnzug schweigend durch die sternenhelle Nacht nach Hause fuhren. „Du,“ flüsterte sie ihm ins Ohr, als sie ihm Gute Nacht gesagt, „ich war nie so glücklich über unsern Lorbeerkrantz wie in dem Augenblick, da er nicht mehr unser war.“

## Die guten Worte

Die Strecke, die wir wandern,  
Ein Liebes mit dem andern,  
Sie soll uns heilig sein.  
Wie Blumen seien die Worte —  
Es kommt einst eine Pforte,  
Da bleibt wohl eins allein.

Genug, daß wir einst leiden,  
Wenn sich die Wege scheiden —  
Dann stehen um den Schrein  
All jene blumengleichen  
Und guten liebereichen  
Worte als Engelein.

W. Dietiker, Bern.